

Harald Welzer

## Latente Orte, gefühlte Geschichte

Vorab: Ich bin empirisch arbeitender Sozialwissenschaftler, und als solcher schreibe ich normalerweise über Dinge, die es gibt, und nicht über solche, die es nicht gibt.

Professionell beschäftige ich mich mit Gedächtnis, Erinnerung und ihrer Weitergabe von Generation zu Generation, wobei mich besonders die Erfahrung von Gewalt und ihre transgenerationale Tiefenwirkung interessiert. Dabei spielt natürlich die Frage eine Rolle, auf welche Weise eigentlich Geschichte und Bestandteile von Vergangenem in die Gegenwart hineinreichen und wie sie unsere Vergangenheitsvorstellungen prägen. Und damit ist man schon beim Problem der Bedeutung von Dingen, die nicht mehr da sind für das, was vielleicht als die gefühlte Dimension der Geschichte bezeichnet werden könnte. Das Problem des Sozialwissenschaftlers ist nun aber, dass es zwar eine unendliche Menge von Quellen für unsere Erinnerungen und für unsere Vergangenheitsvorstellungen gibt, dass aber nur die wenigsten von ihnen mit wissenschaftlichen Mitteln zu analysieren oder auch nur zu beschreiben sind. Offensichtlich können wir aus dem Inventar unserer Gewissheiten im Hinblick auf die Geschichte nur das allerwenigste positiv erschließen. Wissenschaftliche Näherungsweisen an Probleme der Geschichtswirksamkeit von Orten, ihrer Latenz und Energie sind eng begrenzt. Wir haben es hier mit einem Gegenstand zu tun, der sich aufgrund seines ephemeren Charakters ästhetischen Zugängen viel eher erschließt als wissenschaftlichen.

Deshalb ist es ein Glücksfall, dass es mit Christoph Mayer ein Künstler war, der das Projekt vorangetrieben hat, das verschwundene Lager Gusen in einen Gedenkort ganz eigener Art zu transformieren. Und es war seine Klugheit und Entschiedenheit, sich bei diesem Projekt weniger auf traditionelle Formen der Gedenkstättenarbeit zu verlassen, sondern einen eigenen Weg zu suchen, um Unsichtbares in Erscheinung treten zu lassen. Besonders hervorzuheben an diesem Projekt ist neben seiner ästhetischen Überzeugungskraft, die den Besuch von Gusen in eine *Erfahrung* verwandelt, dass Mayer auch Täter zu Wort kommen und ihre Perspektiven in den Audio-Rundweg einfließen lässt. Und dass er Anwohnerinnen sprechen lässt, die den mörderischen Betrieb des Lagers Gusen noch als Normalität erlebt haben und die entzückt waren, dass es plötzlich reizende junge SS-Männer am Ort gab. Mayers Projekt vermag auf diese Weise zu zeigen, dass Lager, in denen Vernichtung durch Arbeit betrieben wurde, in einer Welt der Alltäglichkeit und Normalität existierten, zu der Bootsausflüge, Tanzabend und Sex gehörten - was allerdings mehr Schrecken beinhaltet als Gedenkinszenierungen, die auf die Emphase des Grauens und der Brutalität setzen. Dass die Normalität jede Form von Verbrechen zulässt, und diese auch noch von ganz normalen Menschen begangen, beobachtet, toleriert werden - das erst lässt den Holocaust als ein historisches Geschehen erscheinen, das sich nicht in einer fernen, irgendwie unwirklich schwarz-weißen Nazi-Realität abgespielt hat, sondern unter anderem hier, in Farbe, mit ganz normalen Menschen, in Gusen.

Im Gusener Projekt geht es also nicht um die Inszenierung des Grauens, sondern um das genaue Gegenteil: nämlich um das Evozieren von Nicht-Vorhandenem, um das Herstellen eines Assoziationsraumes, der im Begehen des Ortes mit Hilfe des Audioguides im Bewusstsein des Besuchers entsteht. Und dieser Assoziationsraum enthält mehr Geschichte, als es die mit leisem Schauer verbundene Betrachtung von Wachtürmen, Baracken und Krematoriumsöfen zu bieten vermag.

Martin Walser hat vor einiger Zeit von seinem „Geschichtsgefühl“ gesprochen. Für ihn seien, so schrieb er in einem Essay in der FAZ, die Ströme der Geschichte so manifest wie Ströme, die sein Land durchziehen, die Donau, die Elbe, der Rhein. Genauso mag es anderen mit den Lagern oder anderen Objekten menschengemachten Schreckens gehen, nur dass dieses Geschichtsgefühl dann eines ist, dass unheimlich, irritierend und beunruhigend ist. Haben Orte eine mnestiche Energie? Ist an ihnen etwas, das vergangenes Grauen bewahrt, selbst dann, wenn man keinerlei Informationen darüber hat, was sich dort zugetragen hat?

Jeder könnte diese Frage aufgrund seiner eigenen Erinnerung positiv beantworten. Orte, die im eigenen biografischen Erleben eine bedeutsame Rolle spielen, die Orte der Kindheit zumal, besitzen eine eigentümliche Aura, die fast nichts mit Wissen, dafür umso mehr mit einem rückwärtsgewandten Gefühl zu tun hat. In unserer eigenen Lebensgeschichte und unserer eigenen, biografisch beglaubigten, subjektiven Deutung können wir mühelos das Nicht-Vorhandene in die Gegenwart zurückholen. Ein Beispiel dafür gibt der Philosoph Günter Anders, der dem Holocaust durch seine Emigration nach Amerika entgangen ist:

„Bin schon längst ausgestiegen und blicke hinauf in den Julihimmel. Dieser Blick beginnt mir bereits zur Gewohnheit zu werden. Was gibt's da? Nichts. Und was für ein Nichts? Ein Fenster. Und was für ein Fenster? Eines, das Mutter mir einmal gezeigt hat. Genau von hier aus. Von diesen Stufen aus. Irgendwo dort oben im nichtexistierenden vierten Stock des nichtexistierenden Hauses Nr. 101 [...] der nichtexistierenden Höfchenstraße.“

Diese Szene spielt in Breslau im Jahre 1966. Anders, dessen Familie Breslau 1915 verlassen hat, suchte nun als 64-jähriger zusammen mit seiner 30 Jahre jüngeren amerikanischen Ehefrau zunächst Auschwitz, dann seine Heimatstadt Breslau auf. Auschwitz, so Anders, bedeutet nicht nur eine zerstörte Vergangenheit, sondern eine verwüstete Gegenwart und Zukunft, das Ende einer linear erzählbaren Geschichte. Hier verweigert sich nicht das Gedächtnis der Chronologie, sondern die Geschichte selbst: Wenn man von Auschwitz kommt, befindet man sich nicht auf der Suche nach der verlorenen Zeit, sondern achronisch zwischen allen Zeiten, denn Auschwitz hat als schwarzes Loch der Vergangenheit nicht nur seine Vorgeschichte, sondern auch seine Nachgeschichte in sich hineingezogen. „Selbst nachträglich verwüstet Hitler noch unser Leben“, schreibt Anders, und entsprechend bewegt sich seine Beschreibung achronisch zwischen den Zeiten seiner Kindheit, seiner Zukunft, seiner Gegenwart und zwischen den Orten und Plätzen, die es zu einer Zeit einmal gegeben hat und nun nicht mehr gibt. So auch sein Geburtshaus:

„Nun zeigte auch Ch. in die Höhe und blickte etwas ängstlich abwechselnd mich an und die Himmelsgegend, in der ich da vor über sechzig Jahren wie ein Barockengel amorettenhaft herumgeschwebt haben musste. ‚Dort?‘ ‚Ja, ungefähr dort,‘ antwortete ich, ‚genau kenne ich mich dort oben natürlich auch nicht mehr aus, Koordinatensysteme oder Anhaltspunkte gibt es dort ja nicht, a shade more to the left, würde ich denken, unterhalb der kleinen weißen Wolke dort oben, [...] irgendwo dort oben ist es jedenfalls gewesen, wo Mutter geschwebt hat, als sie in Wehen lag, und wo ich, aus dem Dunkel kommend, zum ersten Mal in die Welt hineingekräht habe, jawohl, hier in diese Welt hinein; und zwar - bitte schau mir auf den Mund - mit diesen Lippen hier und mit dieser Zunge.“

Anders irritierende literarische Konstruktion liefert nicht nur eine philosophische Reflexion über die Zerstörung linearer Zeit durch den Holocaust, sondern auch den Nachweis, dass an einem einzigen Punkt im Raum zwei Objekte und zwei Zeiten zugleich anwesend sein können. Das widerspricht zwar physikalischen Gesetzen, nicht aber psychologischen. Denn in subjektiver Sicht kann das, was nicht mehr vorhanden ist, wohl aber einmal vorhanden war, gleichwertig oder übermächtig neben dem stehen, was tatsächlich da ist.

Gusen zeigt sich dem Betrachtenden als Eigenheimsiedlung, als dörfliche Infrastruktur; die Geschichte des Verbrechens liegt unter ihren Fundamenten, nicht an der Oberfläche. Mit dem Audioweg sind plötzlich zwei Objekte und zwei Zeiten an diesem einen Ort. Das Lager Gusen hatte zeitweise mehr Häftlinge als sein sichtbarer Zwilling Mauthausen, mehr als 35.000 von ihnen starben. In den Stimmen von Tätern, Opfern und Anwohnern wird das Lager plötzlich wieder sichtbar, und zwar in einer Präsenz, die eindringlicher ist, als es Gegenstände je sein könnten.

Literaturhinweis: Anders, Günther (1985): Besuch im Hades. München: Beck.